

ihrer Lebendigkeit, umso eindringlicher ein. Manches wird unvergeßlich bleiben: die Erschießung Paasches, die Reue seines Mörders. Der „Till Eulenspiegel“ wird nie Weltliteratur werden, aber in der deutschen Literatur ist ihm, innerhalb von Gerhart Hauptmanns Werk, ein Ehrenplatz gewiß. Die Nachkriegsjahre der Inflation und des Zerfalls sind erst in dieser Zeit der Stabilisierung in die Literatur eingegangen. Auch der Krieg wird jetzt — zu gleicher Zeit wie die amerikanischen Kriegsfilme — wieder literaturfähig. Aber da krepieren keine Granaten mehr, wütet kein Tank, erstickt keine Giftgaswolke. Der Alltag des Krieges, die vielen kleinen Fragen des Dienstes, die Menschen: Untergebene und Vorgesetzte, werden gestaltet. So entstehen keine großen Kriegsgemälde — wie Barbusses „Feuer“ und Unruhs „Opfergang“ —, aber kluge, überlegte Bücher, die viel zur Klärung beitragen können. Arnold Zweigs Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ ist solch ein Buch, bisweilen interessant, bisweilen tief, aber immer, ob der zum Tode verurteilte Russe liebt oder der Generalstabschef Ober Ost schilt, Beziehungen aufzeigend, Zusammenhänge weisend. — Weniger intellektuell-zersäuernd als Zweigs Roman, dafür erdnaher, lebensverbundener ist der „Soldat Suhren“ des jungen Georg von der Vring. Hier gibt es keine großen Perspektiven, aber die Kleinigkeiten des Exerzierplatzes, die kleinen Menschlichkeiten der Mannschaften und Unteroffiziere sind nicht weniger wichtig. Diese Geschichte einer Kompanie, die mit dem ersten Gefecht endet, ist deshalb bemerkenswert, weil sie — umgekehrt wie der brave Soldat Schwejk — durch die als selbstverständlich hingenommenen Härten des Exerzierplatzes von der Sinnlosigkeit des Krieges überzeugt. Und weil sie so bildstark ist, wie selten ein Buch in den letzten Jahren. Es sind Ausnahmefälle, wenn die Wirrungen der Nachkriegszeit noch in der literarischen Form nachklingen. Die paar Fälle völliger formaler Haltlosigkeit oder psychologischen Experimentierens sind an den Fingern abzuzählen. Gepflegt wird das noch in den Pariser Literatursalons, in denen eine Abenteuergeschichte langweilig, aber Hermann Ungar ein berühmter Schriftsteller ist. Sein gepflegter, ausgeglichener, überlegener Stil allerdings erinnert nicht mehr an die Wirrheit seiner Anfangsjahre. Aber der Inhalt seines Romans „Die Klasse“, Geschichte eines Lehrers und seiner Schüler, geht heute Keinen mehr an, der nicht in den Pariser Salons seinen Tag verbringt. Wir haben heute genug von den Dostojewski-Epigonnen; was vor vierzig Jahren Notwendigkeit war, ist jetzt unerträgliche Rederei geworden. Und wie heute Psychologie Eingang in die Dichtung finden kann und muß, zeigt Joyce. Wenn nicht die letzten Ergebnisse der Wissenschaft verwertet werden, bleibt jede psychologische Deutung um ihrer selbst willen Geschwätz, nicht einmal für die Unterhaltung spannend genug. Schlimmer noch als bei dem formal glänzenden Ungar liegt der Fall bei Alfred Döblins neuem Werk „Manas“. Den Weg von der Gegen-